

KÜSTERFRÖMMIGKEIT

Der natürliche Feind des Organisten ist der Küster. Den Eindruck kann man zuweilen gewinnen, wenn man mit Menschen beider Berufsgruppen ins Gespräch kommt. Immer wieder höre ich von langjährigen (vorsichtig formuliert) „Dissonanzen“ zwischen Kir-

chenmusik*innen und Küster*innen. Und ich ahne, woher das rühren könnte: Beide Berufsgruppen haben Schlüsselgewalt über einen Raum von besonderer Größe und Bedeutung.

Für beide ist es der zentrale Ort ihrer Tätigkeit, in dem sie viel Zeit verbringen. Und beide üben dort teilweise lautstarke Tätigkeiten aus, die dem anderen selbst bei gutem Willen schnell mal auf die Nerven gehen können. Manchmal habe ich auch ehrlich Mitleid mit Küster*innen, wenn ich mir vorstelle, dass sie Organist*innen beim Üben zuhören und z. T. über Wochen die immer gleichen Stellen in allen Phasen des Übefort-(und auch Rück-)schritts erleben müssen. Das ist, wenn man Orgel übt, schon selbst schwer genug zu ertragen, und wie muss es dann erst für Menschen sein, die dem hilflos ausgeliefert sind?!

Selten allerdings eskaliert eine Situation wie bei dem Organisten, dem

(und mit ihm seinen Assistent*innen) beim Proben eines auch Jahrzehnte nach der Entstehung offenbar immer noch provokanten Stückes der Küster von unten aus dem Kirchenschiff wutentbrannt zubrüllte: „Hört auf mit dem Scheiß, sonst schalt ich Euch den Strom ab!!“

Dieser Küster konnte nicht wissen, dass auch Nebengeräusche und Klänge aus der Phase der Einstudierung in die Aufführung integriert werden sollten, und so fand seine Äu-

ßerung wenige Wochen später Eingang in ein Orgelkonzert.

Ich persönlich muss allerdings sagen: Ich hatte in meiner bisherigen Berufslaufbahn immer Glück mit meinen Küsterkollegen und bin stets gut mit ihnen ausgekommen. (Die heftigsten Auseinandersetzungen, die wir jedes Jahr führen, sind die, wer aus der Packung mit dem Weihnachtsgebäck die Zimtsterne essen darf.) Mehr noch: In den allermeisten Fällen habe ich sehr angenehme Erfahrungen gerade mit Küster*innen gemacht, denn: Sie müssen ein Gespür für das Geistliche genauso wie für das Praktische haben oder entwickeln. Und sie müssen sich auf ganz unterschiedliche Menschen einstellen können, denn: Nicht nur,



aber auch sie bewegen sich oft an der Grenze zwischen dem „Draußen“ und „Draußen“ einer Kirchengemeinde. Hier geschehen wichtige Begegnungen. Wenn ich – weil ich Konzerte vorbereite oder im Urlaub meine Finger in Gang halten möchte – in andere Kirchengemeinden komme, treffe ich natürlich immer auch auf Küster*innen. Vielen von ihnen sieht man es auf den ersten Blick nicht an, welche Funktion sie haben, aber spätestens, wenn sie von „ihrer“ Kirche berichten, von der Geschichte und den Geschichten, die sich mit dem Gebäude verbinden, dann erkennt man sie am Leuchten in den Augen. Und eben weil sie so viel Musik und anderem geistlichen Geschehen ausgesetzt sind, können sie oft auch sehr sensibel Resonanzen darauf geben. Das höchste Lob, das ich mal nach einem Orgelkonzert von einem Küster bekommen habe, war der Ausspruch: „Wenn das im Himmel so ist, dann habe ich keine Angst mehr vor der Ewigkeit.“ Und wenn man einmal das Vertrauen einer*r Küster*in erworben hat, bekommt man auch mitunter Einblick in die verborgenen Räume. Als ich einmal mit einem Küster den Dachstuhl und den Kirchturm „seiner“ Kirche besichtigen durfte, kamen wir an der Aufhängung der Glocken vorbei. Da hielt er inne und sagte: „Diesen Metallträger hat mein Vater als junger Mann mit eingezo- gen, und da bin ich mächtig stolz drauf!“ In solchen Momenten meine ich so etwas wie eine „Küsterfrö- migkeit“ zu erkennen: Praktisch an und in diesem Gebäude zu arbeiten,

ohne das zentrale Geschehen verbalisieren zu müssen. Glauben mit den Händen leben zu können. Einfach machen: Das kann dem eigenen Glauben Sprache verleihen, ohne dass man dafür Worte finden müsste. Wir investieren nicht in Gebäude, sondern in Menschen: Das ist eine beliebte Argumentation, um nicht Geld in ein vermeintlich überflüssiges altes Gemäuer stecken zu müssen. Aber wie vieles lässt sich doch anhand eines Gebäudes aussagen, transportieren, tätig und handgreiflich ausdrücken, was jeder Beschreibung spottet und sich ihr entzieht. Und wie viel Gemeinschaft, wie viel Gemeinde entsteht in einem Gebäude und um ein solches herum? Was wäre beispielsweise die Zionsge- meinde ohne ihre Zionskirche? Ohne dieses Gemäuer, das mit Ziegeln, Holz und Metall einer facettenreichen Wahrheit Gestalt verleiht, ohne sie auf eine vermeintliche Eindeutigkeit zu reduzieren. Und das ein gemeinsames geistliches Zentrum für viele Menschen ist, ohne dass sie sich dort alle gleich- zeitig versammeln müssten. Der Be- griff „Küster“ kommt vom lateini- schen Wort „Custos“, was so viel wie „Hüter“ oder „Wächter“ bedeutet. Der Küster bewacht also die Kirche, er hütet sie. Und er erfüllt damit eine wichtige Voraussetzung für vieles, was in der Kirche und aus ihr heraus ge- schieht. Ein privilegiertes, aber auch unverzichtbares Amt der Kirche. Wenn man das erkennt, dann darf man ei- gentlich nie mit einem Küster Streit anzetteln. Außer natürlich, es fehlen wieder die Zimtsterne in der Weih- nachtsgebäcktüte. *Christof Pülsch*